

TIM PRÖSE

**DER TAG, DER MEIN
LEBEN VERÄNDERTE**

TIM PRÖSE

DER TAG, DER MEIN LEBEN VERÄNDERTE

Von Menschen, die aus
tiefster Krise
zu sich selbst fanden

15 Begegnungen, die Mut machen

HEYNE <

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Der Verlag hat sich bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen,
verlagsüblich zu nennen und zu honorieren. Sollte uns dies
im Einzelfall aufgrund des Zeitablaufs und der schlechten Quellenlage
bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, werden wir
begründete Ansprüche selbstverständlich erfüllen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Originalausgabe 2022
Copyright © 2022 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Redaktion: Dr. Heike Wolter
Bildredaktion: Tanja Zielezniak
Umschlaggestaltung: wilhelm typografisch,
unter Verwendung eines Fotos
von matsiukpavel/Shutterstock.com
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU
ISBN: 978-3-453-21827-7

www.heyne.de

*»Ich setzte den Fuß in die Luft,
und sie trug«*

HILDE DOMIN

*Für meinen Freund
Jurek Rotenberg,
der mein Leben veränderte*

INHALT

Unterwegs mit dem Seelenretter 13

Hermann überbringt Todesnachrichten und richtet wieder auf. Eine Reise durch die dunklen Nächte

Der Tod und das Mädchen 37

Lea sprang mit 17 von einer Brücke. Nun kämpft sie sich zurück ins Leben. Heinz Rudolf Kunze hilft ihr dabei

»Hitler ist tot! Ich lebe!« 65

Jurek Rotenberg überlebte den Holocaust. Und machte die Menschen glücklich

Die Seele des Seelsorgers 78

Pfarrer Gruber konnte nicht mehr – und wird nun wieder zusammengesetzt. Zu Gast in einem Kloster für ausgebrannte Priester

»Hans-Dietrich, du wirst kämpfen« 89

Zu Gast bei Genscher. Kurz vor seinem Tod erinnert sich der Staatsmann an sein Glück, überlebt zu haben

Die Überlebenskünstler 104

Wie Mario Adorf, Udo Lindenberg, Konstantin Wecker und Jan Fedder aus dem Nichts wieder aufstiegen

Einmal Sternenhimmel und zurück 124

*Hubert Kah war ganz oben und ganz unten.
Eine Achterbahnfahrt*

Die Geisel 133

*Ines saß mit Silke Bischoff im Auto der Gladbecker
Gangster. Sie überlebte, die Freundin nicht*

Fritz fliegt fort 143

*Wie sich Deutschlands ungewöhnlichster Bestatter auf
sein Sterben vorbereitete*

Paulas Krieg 155

*Die Soldatin wird bei einem Angriff schwer traumatisiert
und kämpft nun ihren größten Kampf. Zu Besuch in der
Psychiatrie der Bundeswehr*

Jennys blaue Blumen 174

*Wie sich die ehemalige Zwangsprostituierte Jenny befreite
und ihr Glück fand*

Willkommen in der Heimat 187

*Hamoudi floh übers Meer nach Deutschland. Jetzt will er
etwas zurückgeben*

Der echte Rain Man 199

*Der Autist Daniel rang lange mit sich und dem Leben.
Nun siegte er. Ein Einblick in eine andere Welt*

Der letzte Kumpel **210**

*Wie der Bergmann Peter erst alles verlor und dann
alles gewann*

»Eine wie sie gibt es selten hier« **224**

*Linda wollte ihren gewalttätigen Vater töten.
Zu Besuch im Frauengefängnis*

»Weil das Leid da ist« **235**

*Die Nacht ist schon der Anfang eines neuen Tages.
Noch einmal unterwegs mit dem Kriseninterventionshelfer
Hermann*

Dank **250**

Bildnachweis **253**

Quellen **254**

Unterwegs mit dem Seelenretter

*Hermann überbringt Todesnachrichten
und richtet wieder auf. Eine Reise durch
die dunklen Nächte*

DAS LEBEN DANACH beginnt um fünf nach zehn.

Was von diesem Leben übrig blieb, halte ich in meiner Hand. Eine kleine Tüte bloß. In ihr liegt die letzte Habe der Toten von Gleis 5. Ihr Portemonnaie, ihre Zigaretten, ihr Feuerzeug. Der Ausweis im Geldbeutel offenbart, dass die Tote vor ein paar Tagen erst 30 Jahre alt wurde. Dann ihre Uhr. Das Glas über dem Zifferblatt ist zerborsten, die Zeiger sind stehen geblieben, als der Zug über die Frau fuhr. Fünf Minuten nach zehn. Der Zeitpunkt, als ihr Leben endete.

Die Tote von Gleis 5 ist ein »Personenschaden«, so sagt die Deutsche Bahn dazu, weil sich das Entsetzliche so einfacher aussprechen lässt. Die Zugführer teilen diesen »Schaden« beinahe täglich mit. Eine Durchsage wie so viele für die Fahrgäste. Dabei ist es doch eine Todesnachricht.

Ich sitze fast jede Woche in irgendeinem Zug, der irgendwo in Deutschland stehen bleibt. Meist fährt er bald weiter. Doch leider höre ich viel zu oft diese Nachricht durch die Lautsprecher meines Waggons. Ich habe mir angewöhnt, in diesem Moment zu beobachten, wie meine Mitreisenden weiterleben nach dieser »Störung«. Nach diesem Halt auf freier Strecke. Dieser Katastrophe, die uns erreicht, wenn wir uns in den Polstern der ICE-Sessel zurücklehnen.

Während ein Mensch vor Sekunden zerschellte.

Viele im Waggon, denen ich zusehe und zuhöre, seufzen. Andere neben mir stöhnen jäh auf, ein paar sogar, weiter hinten, schimpfen, »wer sich denn da um Himmels Willen wieder umbringen musste?!« Und andere fragen: »Schlimm, das alles ... aber hätte der nicht auch mal an seine Mitmenschen denken und sich erschießen können?« Und wieder ein anderer raunte vor Kurzem bei einem anderen Vorfall: »Na toll! Wegen dem werd' ich meinen Termin nicht schaffen!«

So in etwa klingt das Echo auf das Ende eines Menschenlebens in einem ICE. Es könnte aber auch eine S-Bahn sein oder ein Vorortzug, in dem wir mal wieder zu spät zur Arbeit kommen.

Deswegen, auch deswegen, stehe ich jetzt, ein paar Monate später, mit dieser Tüte in der Hand vor einer fremden Tür, irgendwo in München. Weil ich in diesem Buch von Schlägen des Schicksals erzählen möchte und von Tagen, nach denen nichts mehr ist, wie es einmal war. Aber auch von neuer Hoffnung. Neuer Stärke. Neuem Leben nach dem Tod.

Ich begleite dafür Menschen, die mitten in dem, was wir das normale Leben nennen, ganz plötzlich hinabfallen in das, was wir als »ganz unten« bezeichnen.

Ich werde als Reporter aber auch dabei sein, wenn diese Menschen wieder Anlauf nehmen, um ihr Leben neu zu beginnen, sich zu erheben nach dem großen Sturz. Oder wenn sie sich an diese Zeit des Aufbruchs erinnern.

Die Wissenschaft nennt dieses Phänomen »Resilienz«. Gemeint ist die Widerstandskraft der Seele.

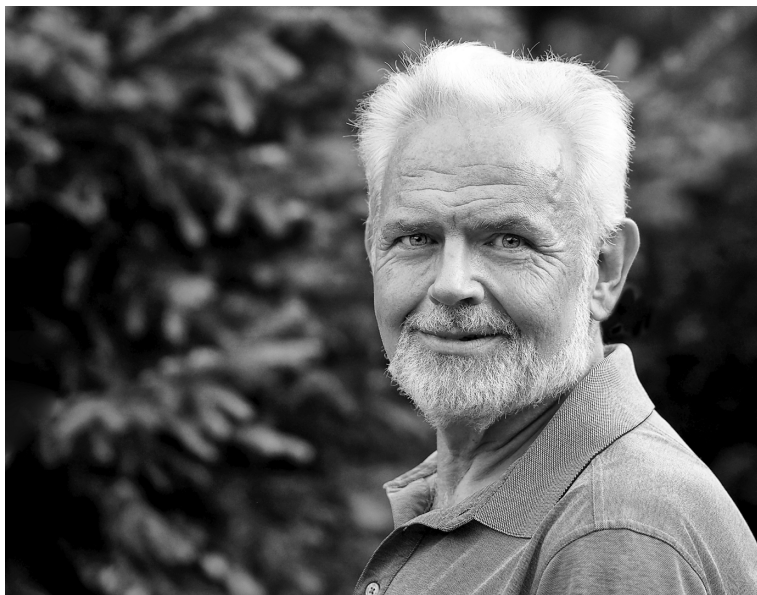
Beginnen möchte ich mit jenen »Personenschäden«, die nicht nur ein Leben beenden, sondern auch die Leben der Hinterbliebenen eines solchen »Schadens« für immer verändern. Von einem Augenblick auf den anderen ist alles

anders. Ein privater Weltuntergang hat sich ereignet für ein paar Menschen, die diesen Toten kannten oder liebten. Diese untergegangene Welt bleibt uns verborgen, und wir wollen das auch so. Wir haben uns an vieles gewöhnt.

Seit aber die Mutter eines meiner besten Freunde vor drei Jahrzehnten auf einem Bahngleis aus dem Leben ging, gelingt mir das nicht mehr.

Auch dieser Beutel in meiner Hand bricht mit vielem, an das ich mich versucht hatte zu gewöhnen. Er birgt letzte Dinge. Neben mir steht Hermann Saur. Sein Leben lang schon steht er vor fremden Türen. Steht durch. Steht bei. Hält stand. Er ist von der Kriseninterventionshilfe.

Das Glück steht vor der Tür... so heißt es zumindest. Aber das stimmt nicht. Nicht, wenn Hermann Saur klingelt. Dann steht das Unglück davor.



80 Prozent der Deutschen sterben als relativ alte Menschen oder weil eine Krankheit den Tod zuvor angekündigt hat, sagt Hermann. Doch 20 Prozent aller Tode in Deutschland kommen plötzlich und unerwartet. An irgendeinem viel zu frühen oder bis dahin so harmlosen Tag. Für diese Tode und Tage ist Hermann Saur zuständig. Wenn er irgendwo hineilt, geraten Leben aus den Fugen. Von jetzt auf gleich. In nur einem Moment.

Es gibt die Erste Hilfe. Und es gibt die Letzte Hilfe. Die leistet Hermann Saur. Er soll der starke und feste Rahmen sein für den Kern dieses Buches. Alles, was ich mit ihm erlebe, führt schließlich zu den Menschen, die ich porträtiere und deren Geschichte ich in diesem Buch nachzeichne.

Diesmal ist es ein Tag im Hochsommer. Wir haben uns gerade auf den Weg zur Mutter der jungen Frau gemacht, die sich vor den Zug geworfen hat. Zwei Polizisten warten schon. Sie haben noch nicht geklingelt. Sie nehmen Hermann und mich am Hauseingang in Empfang. Hermann wird die Sache jetzt übernehmen. Einer der Beamten hält ihm den Plastikbeutel hin. Er nimmt ihn und reicht ihn an mich weiter. Ich soll ihn der Hinterbliebenen gleich übergeben, denn ich will und ich darf Hermann für dieses Buch begleiten. Dann muss ich das jetzt tun und nicht nur erstarren in der Wucht dieses Moments.

Hermann überbringt Todesnachrichten. Bei etwa einem Drittel seiner Einsätze ist er der Erste, der das Unsagbare ausspricht. In den anderen zwei Dritteln ist der Tod schon seit ein paar Minuten bekannt und das Beben, das er mit sich bringt, schon losgebrochen. Wenn Hermann jetzt an dieser Tür klingelt, wird eine Mutter öffnen, die gerade ihre Tochter verloren hat. Sein Blick fällt auf die Klingelknöpfe. Jetzt nur nicht den Falschen wecken.

Hermann Saur ist ein Erstretter für die Seele. Haupt-

beruflich war er bis 2020 Leiter der Münchner Notfallseelsorge und katholischer Diakon. Ein Diakon ist ein von der Kirche geweihter, aber nicht zölibatär lebender Mann, der in »besonderer Weise denen verpflichtet ist, die auf Hilfe angewiesen sind«. Das Vorbild der Diakone ist der Samariter.

Wenn Hermann die Nachricht vom Tod überbringt und den Hinterbliebenen beisteht, kommt er den Menschen aber meistens nicht mit dem lieben Gott. Stattdessen ist er ganz weltlich im Auftrag des »Krisen-Interventions-Team München« (KIT) unterwegs. Das KIT in dieser Stadt besteht aus 50 Männern und Frauen, die verschiedenen Not- und Rettungsdiensten angehören. Hermann arbeitet ehrenamtlich wie alle KIT-Leute. Meist dauert seine Bereitschaft 24 Stunden lang. Gern aber auch ein ganzes Wochenende.

Diesmal ist Hermanns Dienstplan anders. Weil ich ihn begleite, sind wir zwei Wochen am Stück im Einsatz. Und nun, vor dieser Tür der Mutter, wartet unser erster gemeinsamer »Fall«.

Ich wollte unbedingt mit Hermann losfahren. Weil ich irgendwann auf meinen vielen Reisen gespürt habe, dass ich selber auf einen »Personenschaden« mit einigem Unmut reagierte. Beim letzten Mal stand mein ICE stundenlang im Nirgendwo. Und dann erschienen Männer vor meinem Zugfenster. Erst Polizisten, dann Sanitäter, dann die Bestatter. Und mittendrin Frauen und Männer in roten Uniformen mit dem KIT-Aufnäher an ihren Jacken.

Vögel kreisten über der Szenerie. Krähen. Auf der Suche nach dem, was übrig geblieben war.

In diesen Stunden auf freier Strecke merkte ich, dass es mal wieder an der Zeit für mich war, ein anderer zu werden. Oder wenigstens etwas an mir zu ändern. Ich wollte nicht länger taub und kühl, vielleicht sogar verärgert sein, wenn

mich der nächste »Personenschaden« aufhalten würde. Ich wollte meine Empfindsamkeit für diese scheinbar so fernen und namenlosen Toten wiederbeleben.

Ich wollte wieder fühlen wie das Mädchen im Grundschulalter in meinem stillstehenden Waggon, das aus dem Fenster auf die Szenerie starrte und das seine Eltern solange fragte und fragte, bis sie ihm endlich sagten, was geschehen war. Und das dann, als es langsam begriff, erschüttert war und durch den Waggon irrlichterte. Das suchend durch die Fenster ins Freie schaute. Helfen wollte. Und seine Mutter fragte: »Mama, was können wir jetzt tun?«

Ich suchte in diesem Moment in meinem Handy nach ersten Infos zur Kriseninterventionshilfe. Und als ich das Mädchen beobachtete, fühlte auch ich mich tatsächlich schon ein ganz kleines bisschen wieder wie ein Kind. Ein Junge, in dem sich damals schon dieser merkwürdige Wunsch ausbreitete, Journalist zu werden. Weil man in diesem Beruf so fragen darf, ja, so fragen muss, wie dieses Mädchen. Auch nach dem, was gern verschwiegen wird. Und weil man in einem Reporterleben mit etwas Glück viele Leben in diesem einen leben kann.

Am liebsten traf ich dafür in den vergangenen drei Jahrzehnten Menschen, deren Leben sich jäh verändert hatte. Und die das oft ganz wundersam durchstanden. Resiliente Menschen eben. Vielleicht interessierte mich in meinem Journalistenleben auch deswegen das Schicksal von Holocaust-Überlebenden so sehr. Oder das von Menschen, die sich dem Schicksal und den Gesetzen des Kriegs widersetzen.

Ich wollte diese anderen Leben mitfühlen, am liebsten ein paar Tage lang mitleben. Und dieses Gefühl dann aufschreiben und es verbreiten. Diesem Empfinden zu etwas mehr Macht verhelfen.

Es sollte aber nicht irgendeine Geschichte sein. Sondern eine, in der es um Leben und Tod geht. Nicht, weil ich eine Sensation erleben wollte. Bitte auch keinen Krimi, denn ich mag die meisten Krimis nicht. Sondern weil die wichtigsten Geschichten, jene, die wir im Gedächtnis behalten und die uns umtreiben, immer um Leben und Tod gehen.

Auch deswegen habe ich mich vor ein paar Jahren beim KIT München in aller Form beworben, einen ihrer Helfer begleiten zu dürfen. Und mit ihm loszufahren. Hinein in die Straßen, die ich noch nie zuvor befahren hatte. Um vor Türen zu stehen, durch die ich noch nie gegangen war. Und so begegnete ich Hermann. Er wurde ausgewählt dafür, weil der Chef vom KIT meinte, wir würden vielleicht gut zusammenpassen. Das stimmte. Ich bin seitdem befreundet mit Hermann.

Die zwei Wochen mit ihm versetzten mich in eine andere Welt. In eine, in der es nicht nur diesen *einen* Tag gibt, der ein Leben für immer verändert. Nein, in Hermanns Leben ist *jeder* Tag ein solcher Tag. Zumindest wenn er an diesem Tag Dienst hat. Wo er auftaucht, zerteilt sich die Zeit der Menschen, die ihm begegnen, in zwei Hälften: in die eine, bevor sie ihn kennenlernten. Und in jene, nachdem sie ihn trafen. Nur eines ist dabei sicher: Dass nichts bleibt, wie es war, wenn er da war.

Deswegen beginnt dieses Buch mit Hermann und führt in seine Wirklichkeit, die so anders ist als unsere. Die aber real ist, weil sie sich immer und andauernd um uns herum ereignet. Auch wenn wir sie noch so scheuen. Diese Welt kommt nicht in den Schlagzeilen vor. Wohl aber in diesem Kapitel. Ich finde, es wird Zeit dafür. Denn irgendwann in unseren Leben werden wir einen Ausschnitt aus Hermanns Welt womöglich selbst erleben, eine Rolle in ihr übernehmen. Meist gegen unseren Willen.

Gleich wird es so weit sein. Dann werden wir eintreten ins Wohnzimmer der Mutter, die ihre Tochter verloren hat. Noch stehen wir vor dem Mietshaus und schauen hinauf in die kleine, vermeintlich heile Welt hinter gerüschten Gardinen. Gleich müssen wir den Schrecken in dieses Idyll von München bringen.

Hermann tut das nicht zaghaft, nicht schleichend, sondern mit festem Schritt und noch festerer Stimme. Er bleibt standfest, wenn er auch noch so gütig und gutmütig aussieht und gleich wie ein alter Freund im Türrahmen stehen wird. Von seiner kantigen und wuchtigen Gestalt ist er eine Art Gegengewicht zu all dem Grauen, dem er sich stellt.

Dieser Mann wirkt nicht so, schon gar nicht mit seinem lieben Blick aus blauen Augen, seiner Meckifrisur und seinem weißen Bart. Aber wenn er irgendwo erscheint, setzt die Zeit aus. Sie liegt dann zerbrochen, zerstört oder zumindest angeknackst und verformt vor einem. Und man denkt an eine dieser Uhren, die Salvador Dalí sein Leben lang gemalt hat. Die so aussehen, als fielen die Zeiger aus ihren Zifferblättern, als zerfließe ihr Metall. Bis es auf den Boden seiner Bilder tropft wie Tränen.

Wenn Hermann irgendwo ankommt und wieder mal vor einer dieser Türen steht, hört hinter ihnen eine Zeit auf zu sein. Und mit ihr meist ein ganzes bisher schön und gut, vielleicht aber auch bloß recht und schlecht gelebtes Leben.

Genau dorthin nimmt mich Hermann mit. Ich steige zu ihm in sein Kriseninterventions-Mobil. Eine Art Krankenwagen, nur dass in seinem Inneren niemand verbunden, geschient oder reanimiert wird. Trotzdem hat dieses Mobil Blaulichter auf seinem Dach. Jene der neuesten Generation. Stroboskopartig stechen sie ins Dunkel. Wenn Hermann sie einschaltet mitten in der Nacht, tauchen sie ganze Häuser-

reihen in einen kalten Schein. Eine Art Dauerblitzlicht durchzuckt dann jeden Meter, den er zu seinem nächsten Einsatzort eilt, und schlägt taghelle Schneisen in das Schwarz.

Mit diesem Licht auf dem Dach seines Mobils fuhr ich mit ihm durch die Nächte. Ich tauschte mein geregeltes Dasein noch einmal gegen eine Praktikantenstelle. Ich hospitierte als sein Assistent. Der Arbeiter-Samariter-Bund (ASB), in dessen Namen Hermann unterwegs ist und der das KIT, das ausschließlich von Spenden lebt, organisiert, prüfte mich dafür wie bei einem Vorstellungsgespräch. Die Frauen und Männer vom ASB ließen mich schließlich auch deswegen mitfahren, weil ich vor meinem Studium als Rettungssanitäter im Einsatz war. Die meisten KITler üben einen ganz normalen Vollzeitjob aus, haben aber ursprünglich eine Ausbildung zum Sanitäter, zur Ärztin oder zum Feuerwehrmann gemacht oder waren beim Technischen Hilfswerk.

Und dann staffierte mich Hermann mit der gleichen Uniform aus, die er trug. Blaue feuerfeste Hose, weißes Polo-shirt und eine signalrote und ebenfalls flammenabweisende Jacke mit dem Emblem des ASB und der Aufschrift »Krisen-Interventions-Team«. Die Lettern auf Brust und Rücken reflektieren und blinken schon im Halbdunkel hell.

Ein Anzug, der jeden KIT-Helfer schützen soll, wenn er dorthin geht, wo es wehtut. Er soll ihn gegen das Blut, den Rauch und die Flammen wappnen, wenn er als einer der Ersten hilft, oft nach einem schrecklichen Unfall.

Wenn ich mich in diese Uniform zwang, fühlte es sich an, als hätte ich eine Rüstung angelegt. »Die brauchst du auch für das, was wir erleben werden«, sagte Hermann und schickte seinen Worten ein väterliches Lächeln hinterher.

Mit diesen Sachen im Gepäck verließ ich meine Wohnung in München und zog bei Hermann und seiner Frau Eveline ein. Ich schlief im alten Kinderzimmer ihrer Tochter,

in dem Hermann jetzt lauter Feuerwehr-Miniaturautos geparkt hat, stolz und ordentlich in den Regalen und auf dem Fenstersims.

Denn Hermann ist das, was wir Knirpse damals alle werden wollten, bevor unsere Träume bald schon nicht mehr so sehr brannten. Er ist ausgebildeter Feuerwehrmann und bis heute stolz darauf. Sein Handy steckt er in eine Schutzhülle, die aus einem Feuerweherschlauch gemacht ist.

Der Mann ist aber schon lange kein Brandbekämpfer mehr im direkten Sinne. Aber bis heute löscht Hermann Feuer, zumindest versucht er es. Die vielen, die losbrennen in den Seelen, wenn das Schicksal nicht gütig ist, sondern wie ein Brandbeschleuniger wirkt. Als hätte jemand Unsichtbares einen Molotowcocktail in unser Innerstes geschleudert. Wenn die Not also am größten ist, dann kommt Hermann.

Wir tun im Leben gerne so, als geschähen solche Katastrophen nur in den Krimis und Dokus im Fernsehen, in den schlechten Nachrichten oder weit entfernt auf der Welt. Besonders häufig erleben wir sie durch Hörensagen. Doch dann ereignen sie sich irgendwann in unserer Nähe. Vielleicht sogar in unserem Stadtteil, in unserem Viertel, selten, aber mit einiger Sicherheit dann in unserer Straße oder gar nebenan ... Und doch, so hoffen wir noch immer, nie bei uns. Was für ein Irrtum.

Hermann stellt sich dem Schmerz. Wenn er jetzt an dieser Tür klingelt, wird es kein Zurück geben. Er pendelt vor und zurück und schiebt das Schicksal noch für ein paar Sekunden auf. Es kostet Überwindung, auch nach all den Jahren.

Unsere Blicke fallen auf die Klingelknöpfe. Ich knipse meine Handy-Taschenlampe an. Der Lichtschein tastet die Namen ab. Dann läutet Hermann. Einmal, zweimal, dreimal. Im ersten Stock geht das Licht an. Es wirft einen Schein

ins Dunkel vor der Tür. Hinter den Gardinen taucht der Schattenriss einer Frau auf. Nur ein paar Sekunden noch lebt sie in ihrem alten Leben.

Vor dem Haus der Mutter reckt Hermann seinen Brustkorb. Er will gefasst wirken. Und doch nimmt es auch ihm nun den Atem.

Er wird gleich das Unsagbare sagen müssen. Er wird der Mutter gegenüberstehen. Sie wird ihn anschauen aus großen Augen. Und mitten in ihre Ahnungslosigkeit hinein wird er der Mutter sagen: »Es tut uns sehr leid, aber Ihre Tochter lebt nicht mehr.«

Der Türöffner summt. Hermann muss das Grauen in den ersten Stock tragen, ich darf mich als Praktikant an seiner breitschultrigen Seite wenigstens ein wenig wegducken. Noch. Wir stapfen die Stufen hoch.

Die Wohnungstür öffnet sich, im Türspalt erscheint das Gesicht der Mutter. Hermann und ich gehen auf sie zu. Hermann wirkt auf mich erstaunlich leicht, fast hat er nun etwas Schwebendes an sich, während mir jeder meiner Schritte tonnenschwer erscheint. Die Dame bewegt sich zaghaft, sie hat etwas Durchscheinendes. »Ja, was ist denn?«, fragt sie leise.

Eigentlich hat Hermann eine freundliche Brummbärstimme, doch im Einsatz legt er sich eine professionelle Tonlage zu. Wie es ein Arzt bei einer schlimmen Diagnose tut. Noch im Flur sagt Saur den Satz, den man schon so oft in Fernsehkrimis gehört hat. Er spricht ihn bedächtig, aber auch erstaunlich unumwunden aus: »Es tut mir sehr leid, aber Ihre Tochter lebt nicht mehr.« Die Frau im Türrahmen erstarrt. Hermann setzt nach und fragt: »Dürfen wir reinkommen?«

Die Mutter bleibt in ihrer Starre. Sie steht da im Flur, ihr Mund will sich zu einem Schrei öffnen, doch der Ruf erstirbt.

Sie öffnet ihn ein zweites, ein drittes Mal, bis ein fast lautloses »Nein« hervorbricht. Das gilt nicht Hermanns letzter Frage, sondern es ist ein ungläubiges »Nein«. Immer wieder ein »Nein«, ein in zwei Silben erstickendes »Nei-ein«.

Die kleine Wohnung der 68-jährigen Frau zeugt von Armut, im Wohnzimmer stehen abgewetzte Möbel, der Teppichboden ist zerschlissen. Im Flur hängt ein Bild von Dürers »Betenden Händen«. Die Frau blickt erst auf die Hände an der Wand, dann auf ihre eigenen, zitternden und versucht, sie zu falten.

Hermann Saur nimmt ihre rechte Hand und hält sie. Der Blick der Mutter fleht ihn an: »Was soll ich denn nun machen? Wo ist denn jetzt mein Mädchen?« In Hermann Saur's Gesicht stehen Mitgefühl und eine Spur des Schreckens. Er wendet sich mit seiner ganzen Statur der Frau zu. Er behütet mit seiner Gestalt.

Sein Blick weicht nicht aus. Er wird der Dame nicht alles erzählen, was er von den Polizisten weiß. Dass ihre Tochter vor wenigen Stunden aus der Psychiatrie rannte, dass sie zum U-Bahnhof Marienplatz hetzte, dass sie dort am Bahnsteig wartete, bis sie das Licht im Tunnel sah. Dass sie dann auf das Gleis sprang.

Hermann sieht dem Schmerz in seine Augen. Und das niemals nur im übertragenen Sinn. Sondern immer real, immer hautnah: wenn er den Menschen gegenübersteht. Er hält ihren Blicken stand, wenn er das Unausprechliche ausspricht. Er sieht in Augen, die sich vor ihm voller Unglaube und Entsetzen weiten und in denen dann etwas bricht.

Ganz wichtig, so erklärt er mir nach dem Einsatz, sei es, den einen schlimmen Satz der Todesnachricht möglichst schlicht und schnell auszusprechen, ohne ihn zu verzögern oder zu verschleiern. »Denn ich versetze meinem Gegen-

über ja in diesem Moment einen Schlag.« Je zielgerichteter und zügiger dieser Schlag kommt, je deutlicher er also die Katastrophe mitteilt, desto eher erspart er dem Empfänger, weiter in diesem Nebel auszuharren.

Hermann hat schon Polizisten neben sich erlebt, denen genau das schwerfiel. Die den Hinterbliebenen schützen wollten. Die mit »Sie müssen jetzt ganz stark sein!« anfangen, dann mit »Wollen Sie sich nicht erst einmal setzen?« und dann mit »Soll ich Ihnen ein Glas Wasser holen?« weitermachen. Genau dieses gut gemeinte Hinauszögern der Nachricht sei es, das das Leid verlängere und sogar Aggressionen auslöse oder verstärke. Hermann muss direkt aussprechen, was passiert ist. Wenn er auf Umwegen davon erzählen würde, wäre das noch viel quälender.

»Denn der Mensch will wissen, was passiert ist. Oft hofft er doch schon seit Stunden auf eine erlösende Nachricht seines Partners oder Kindes, vergeblich. Er schreit nach der Wahrheit«, erklärt Hermann. Allein schon, dass Hermann mitten am Tag oder in der Nacht irgendwo in einem Treppenhaus erscheint in seiner Uniform, ist ja ein Teil der Schreckensnachricht.

Viele Menschen werden diesen Moment vielleicht einmal, vielleicht sogar mehrmals im Leben erleiden: den Schmerz, der zusticht, der einen umhaut, der einen fast erwürgt oder der einen benommen zurücklässt, wenn man einen lieben Menschen plötzlich verliert. Saur kennt ihn in all seinen Schattierungen. Wie ein Polarmensch, der in seiner Sprache mit den vielfältigsten Namen für Schnee-Arten vertraut ist, weiß Saur um die Bandbreite der Ausdrucksweisen für Schmerz: »Sie geht von einer brutal emotionalen Reaktion, also von Menschen, die laut weinend aufschreien, bis zum anderen Ende der Möglichkeiten. Dann steht ein total erstarrter Mensch vor mir. Das ist jener Typus,